

# Die Zelle Welt

Nr. 50

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Drei Tage Suppenabzug.

Skizze von Karl Marchionni.

Der Maurerlehrling Otto Müller war noch nicht sechzehn Jahre alt, als man ihn wegen zahlreicher Einbruchsdiebstähle zu ein- und halb Jahren Gefängnis verurteilt hatte. Durch das Lesen von Räuberromanen war der arme Junge auf den unglücklichen Gedanken gekommen, selbst eine Räuberbande zu bilden. Einige andere Jungen hatten seinen Plan gebilligt und mit Müller zusammen allerlei Untaten verübt. Zuletzt waren ihnen einige Fahrräder bei ihren Raubzügen in die Finger gefallen. Sie hatten nun die Absicht, nach dem Böhmerwald zu fahren, um hier in Höhlen zu wohnen. Weit waren sie aber nicht gekommen, sondern hatten bald die harte Reise nach dem finsternen Gefängnis antreten müssen.

Der Maurerlehrling, der als Aufseher in Untersuchungshaft behalten worden war, hatte hier Höllentage gehabt. Er war nämlich ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher. Jetzt bekam er nicht einmal eine Zigarette zu sehen. Er hatte schon etwas Seegrass aus seiner Matratze gerissen, um es zu rauchen. Doch da hatten ihn wieder die Streichhölzer gefehlt. Und mit niemandem war er zusammen gekommen, der ihm einige hätte zustecken können. Nach seiner Verurteilung war er jedoch auf eine andere Station gekommen, und hier hatte man ihm eine Zigarette geschenkt. Auch Streichhölzchen hatte er sich zu verschaffen gewußt. Er glaubte den Himmel auf Erden zu haben, als er die Zigarette eines Abends rauchen konnte. Dabei ging er mit seinem kostbaren Gut äußerst sparsam um. Denn nur bis zur Hälfte wurde die Zigarette aufgeraucht. Die andere Hälfte mußte ihm noch am nächsten Abend einen Genuß verschaffen.

„Junge, laß Dich nicht beim Rauchen erwischen!“ wurde ihm eines Tages von dem Spender bedeutungsvoll gesagt. „Sonst bekommst Du drei Tage Suppenabzug!“

„Ach, was sind drei Tage Suppenabzug!“ erklärte Otto. „Der Junge, der neben mir liegt, hat schon Suppenabzug gehabt. Er sagte, das sei gar nicht schlimm. Und ich werd' mich schon nicht ertappen lassen.“

„Na ja! Sieh Dich vor!“

„Ich werd' mich schon! Aber können Sie mir heute nicht noch eine Zigarette geben?“

„Was, schon wieder willst Du eine haben? Ich habe selbst keine mehr!“

„Aber ja! Sie haben welche!“

„Mein Junge!“

„Dann geben Sie mir wenigstens einen Stummel!“

„Du bist ein reines Fleckvieh. -- Na, diesmal sollst Du noch eine Zigarette bekommen. Aber für diese Woche gibt es nichts mehr.“

Der Junge machte ein glückliches Gesicht, als er die Zigarette erhielt, die sofort in seinen Strumpf wanderte.

„Das wird wieder ein feiner Abend werden!“ murmelte er vor sich hin und machte, daß er in seine Zelle hineinkam, nachdem er dem gütigen Zigarettenspender den Dank abgestattet hatte.

Abends hatte die Glocke schon das Zeichen zum Schlafengehen gegeben, als sich Otto die Zigarette anzündete und den Rauch durch das kleine Zellenfenster blies. Denn in der Zelle durfte er nicht bleiben; der Rauch würde sich sonst an die Wände setzen und dann -- ja dann würde man bald wissen, daß er trotz des Verbotes Zigaretten geraucht habe.

Auch diesmal verwahrte sich der Junge noch einen Stummel bis zum nächsten Abend. Hier im Gefängnis mußte er sparsam mit so etwas umgehen. -- Auf einmal blickte der Nachaufseher in seine Zelle. Als er sah, daß der Junge noch nicht schlafen gegangen war, schloß er die Zellentür auf und fragte ihn, warum er nicht zu Bett gehe.

„Ich kann gar nicht so früh einschlafen!“ antwortete der Junge.

Der Aufseher sah sich in der Zelle um; nichts war in Unordnung. Nur der Stuhl stand am Fenster.

„Du siehst wohl durchs Fenster?“ fragte er den Jungen.

„Ach wo! Herr Aufseher. Ich wollte das Fenster eben schließen und dazu stellte ich mir den Stuhl heran.“

„Na Mensch! laß' Dich nicht erwischen! Sonst muß ich Dich anzeigen. -- Doch hier riecht es ja, als wenn einer geraucht hat. Du paßt doch nicht etwa?“

„Um Himmels willen, Herr Aufseher! Wo sollte ich etwas zu rauchen herbekommen. Doch ich denke, der Geruch kommt durch das Fenster aus dem Saale. -- Da liegen ja über dreißig Mann.“

„Junge, Junge! Das sage ich Dir! Wenn Du beim Rauchen ertappt wirst, bekommst Du Suppenabzug. -- Also nimm Dich in acht.“ Damit verschwand der Aufseher -- der Maurerlehrling atmete erleichtert auf. Es war ihm

doch etwas unheimlich zumute gewesen, als der Aufseher in die Zelle gekommen war. Ei, wenn der die Zigarette gefunden hätte! -- Na, er wollte sich am nächsten Abend noch mehr vorsehen. Das wäre ja noch schöner, wenn er sich sollte erwischen lassen. Dann würde er wirklich Suppenabzug verdienen. --

Am anderen Tage war plötzlich Revision. Der Gefängnisinspektor sah die Zelle des Maurerlehrlings gründlich durch und fand -- die Zigarette unter der Matratze. Jetzt folgte eine derbe Strafpredigt und ein noch gründlicheres Durchsuchen der Zelle, wobei auch die Streichhölzchen gefunden wurden. -- „Na, das sind mir ja schöne Geschichten!“ wetterte der Gefängnisinspektor. „Wo hast Du die Zigarette her?“

„Gefunden!“ antwortete mit Kleinklauter, weinerlicher Stimme der Maurerlehrling.

„Das dachte ich mir. Hier im Gefängnis finden die Gefangenen nämlich alles. Es ist mir sonderbar, daß die Aufseher und ich niemals etwas finden. Wo hast Du die Zigarette her? Nun sag' mal die Wahrheit!“

„Ich fand sie auf der Latrine!“

„Willst Du mal sofort das Schwindeln sein lassen!“ schrie der Inspektor den Jungen an. „Sonst fliegst Du sofort ins Loch.“

Jetzt weinte der Junge. „Ich hab' sie wirklich auf der Latrine gefunden, beim Reinmachen!“

„Hat der Junge die Latrine gereinigt?“ fragte der Inspektor den Aufseher.

„Jawohl, Herr Inspektor!“ entgegnete der Aufseher.

„Aber da wird doch keiner eine Zigarette hinlegen. -- Wo hast Du die Streichhölzer her? Auch gefunden?“

„Ja!“ hauchte der Junge.

„Na, Du bist ja ein ganz verstockter Mensch. Mit Dir werden wir mal anders verfahren!“ dennerte der Inspektor den Jungen an und verließ mit dem Aufseher zornig die Zelle.

Der Maurerlehrling war allein. Suppenabzug stand ihm gewiß bevor. Na, das würde er schon überwinden. Die paar Tage würden auch heringehen. Nur schade, daß der Inspektor den Stummel und die Streichhölzchen mitgenommen hatte. Heute abend konnte er sich deshalb nichts leisten. Schade! -- Bald wurde ihm aber doch das Herz schwer. Wie ihn der Inspektor angeschrien hatte. Dabei hatte er doch nichts verbrochen, als bloß eine

Zigarette geraucht. — Immer schwerer wurden seine Gedanken. Er legte den Kopf auf den Tisch. — Die Tränen standen ihm in den Augen, und er weinte und weinte — —

Da rasselte es im Schloß. Otto raffte sich auf und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. — Die Leute sollten nicht sehen, daß er geweint hatte. Nein! Das sollten sie nicht. Sie würden ihn sonst vielleicht verhöhnen. Er wollte stark bleiben und sein Ungemach mit Gleichmut ertragen. Erduldet hatte er ja schon genug. — Die Türe wurde geöffnet, und der Aufseher überbrachte ihm die Nachricht, daß er drei Tage Suppenabzug bekommen habe. Morgen früh müsse er zum Arzt und übermorgen die Disziplinarstrafe antreten. — —

„Na, was sind drei Tage Suppenabzug!“ meinte der Junge zum Aufseher. „Das ist ja nicht so schlimm.“

„Du wirst schon anders reden, wenn Du die drei Tage herum hast.“ — —

Der Arzt bestätigte am anderen Tage, daß der Maurerlehrling imstande sei, die Disziplinarstrafe zu ertragen. Und am folgenden Tage erhielt Otto am Morgen nur trockenes Brot. Er lachte und verzehrte es mit Appetit. Den Durst löschte er mit Wasser. „Das ist nun die ganze Strafe!“ wispelte er. „Mit Leichtigkeit ertrage ich die.“

Mittags bekam er wieder nur Brot. Und abermals aß er es bei einem Trunk Wasser. Am Nachmittag stellte sich ein Unbehagen bei ihm ein. Er kämpfte dagegen an, und als er am Abend wiederum nur Brot erhielt, wollte es ihm nicht mehr schmecken. Einige Löffel Wasser sollten ihm Appetit bringen. Doch umsonst! Nur mit Mühe würgte er das Brot herunter. Dabei wurde ihm immer unheimlicher zumute. In seinem Magen rumorte es heftig. Am anderen Morgen war er nicht imstande, alles Brot aufzuessen. Nur ein Stückchen eßte er sich herunter. Jetzt sah er ein, daß drei Tage Suppenabzug doch keine Kleinigkeit waren. Obwohl er gewaltigen Hunger verspürte, konnte er das grobe Brot nicht einmal ansehen. Und nun sollte er noch zwei Tage hungern. — Die Tränen kamen ihm in die Augen. Er kämpfte gegen sie an, denn er wollte stark bleiben und sich nicht noch auslachen lassen. In seinem Magen wühlte es schrecklich. Und mittags wurde er wieder mit Brot beehrt. Zornig schleuderte er es in eine Ecke. Doch er hob es sofort auf, um nicht wieder disziplinarisch bestraft zu werden. Denn wenn man das Brot im Winkel fand, war ihm womöglich strenger Arrest sicher. Der Nachmittag wollte gar nicht vergehen. Während sein Magen knurrte, dachte er über seine Lage nach.

Man hatte ihn zu einhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Und weshalb? Einiger dummen Streiche wegen. So jung und schon im Gefängnis! Dieser Gedanke lockte ihm wieder Tränen aus den Augen. Und was drohte ihm nachher? Zwangserziehung! Und zwar bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre. Dabei würde er es in der Anstalt noch schlechter haben als hier im Gefängnis. Und dann nach seiner Entlassung aus der Fürsorgeerziehungsanstalt würde er sicher Soldat spielen müssen. — — Seine Leidenszeit sollte also noch viele Jahre dauern — und niemand kümmerte sich um ihn.

Bei fremden Leuten war er aufgewachsen. Seine Mutter hatte sich ihm nicht widmen können. Einen Vater hatte er nie gekannt. Sein Leben war verpfuscht. Das fühlte er jetzt recht deutlich. Was sollte er sich da noch länger quälen lassen. Jahrelang würde man ihn so behandeln. Und warum? — — Es war ihm erzählt worden, daß sich in diesem Gefängnis schon einmal ein Junge erhängt hatte. Diesem

mag es auch wohl so wie ihm ergangen sein. Und er ruhte nun in Frieden und konnte nicht mehr mit Suppenabzug und Arrest bestraft werden. — Otto dachte über all das nach. Er blickte nach dem Handtuchhalter. Der war fest und zum Aufhängen sehr geeignet. Sollte er sich das Leben nehmen? Nein! er war ja noch so jung und wollte nicht sterben. — Die schlimme Zeit würde gewiß vorübergehen — und dann — dann sollte alle Not ein Ende haben. Dann würde er arbeiten — schwer arbeiten — nur um die Freiheit zu besitzen. Neuer Lebensmut zog in sein Gemüt. Er versuchte die Selbstmordgedanken zu verschenden. Doch unwillkürlich mußte er mehrmals nach dem Handtuchhalter sehen. Der war fest und hielt ihn aus . . . Ach, Unsinn! Wegen so einer Kleinigkeit werde ich mich doch nicht aufhängen. Übermorgen bekomme ich wieder Suppe und einen Monat habe ich von meiner Strafe schon herum. Der ist so schnell vergangen — da werde ich die anderen 17 Monate auch herumfriegen. So sprach der Junge mit sich selbst. „Ja, noch 17 Monate,“ fuhr er fort, „eigentlich ist die Strafe gar nicht so lang. Da sind ja Leute mit sechs bis sieben Jahren Buchthaus hier. Was sollen die denn eigentlich sagen. Die würden ihn schön auslachen, wenn sie ihn jetzt so sehen möchten.“ — Er versuchte zu lachen und lustig zu sein. Auch nahte schon der Abend; der zweite Tag ging herum und übermorgen würde er Suppe bekommen. Also warum trauern. — Da fiel sein Blick wieder auf den Handtuchhalter. Er würde ihn schon tragen. — Verdamm! Daß er diese Gedanken nicht los werden konnte. Wenn er frei wäre, würde er an so etwas gar nicht denken. Aber nun mußte er in dieser engen Zelle sitzen. Das war eben das Schlimme. Hier konnte er dem bösen Gedanken gar nicht aus dem Wege gehen. — Da wurde ihm wieder Brot gebracht. Otto nahm es ab und legte es zu dem anderen auf den kleinen Tisch. Man gestaltete ihm, frisches Wasser zu holen, dann wurde die Zelle verschlossen, er war allein. Wieder versuchte er, seinen nagenden Hunger zu stillen. Halb verzweifelt biß er in das grobe Brot hinein. Einige Brocken schluckte er hinunter, nachdem er recht lange an ihnen gekaut hatte. Und morgen sollte er auch noch hungern? Wenn er wieder Zigaretten rauchte, würde er, falls man ihn dabei betreffen würde, strengen Arrest erhalten. Dann könnte er sich nicht einmal des Nachts auf sein Lager legen, sondern müßte auf dem harten Fußboden schlafen. Da hat es jener Junge doch gut. Der ruht auf dem Kirchhof in einer stillen Ecke. Die Blumen blühen auf seinem Grab und die Vögel singen in den schattigen Bäumen so wundervoll, daß es wirklich eine Lust sein muß, dort zu liegen. Kein Qualgeist könnte sich da blicken lassen. Er würde höchstens ausgelacht werden, falls er mit Suppenabzug und strengem Arrest kommen würde. Viele Jahre noch würde es dauern, bis er die Freiheit wiedersehen würde, und was sollte er dann mit ihr? Er würde sie ja nicht mehr gebrauchen können, und sie würde ihm wahrscheinlich wieder verhängnisvoll werden. Nein! Dann lieber tot, auf dem Kirchhof ist noch Platz. Er nahm sich die Hosenträger ab. Jener Junge hatte sich ja auch an den Hosenträgern erhängt . . . Es dunkelte schon.

Mit kühnem Mut ging er ans Werk; lieber sterben, als jahrelang gefangen sein! — Der Handtuchhalter werde schon halten. Ein kurzer Kampf — dann würde alles vorbei sein — also ans Werk. —

Der Nachtaufseher hörte, als er auf dem Korridor in der Nähe der Zelle des Maurerlehrlings stand, ein dumpfes Geräusch, das aus der Zelle des jungen Menschen zu kommen schien.

Er blickte durch das Guckloch — es war schon etwas finster. — Schnell schloß er die Zellentür auf und — sah den Maurerlehrling am Fußboden liegen.

„Was ist hier los?“ fragte er erschrocken. Keine Antwort. Nun sah der Aufseher, daß der Hals, an dem gewöhnlich das Handtuch hing, auf der Erde lag. Eine Ahnung stieg in ihm auf. — Schnell legte er den jungen Menschen aufs Bett. An seinem Halse waren rote Flecken — die Hosenträger lagen zerrissen am Fußboden — der Aufseher wußte genug. — Er holte schnell seinen Kollegen und beide machten Wiederbelebungsversuche, die Erfolg hatten. „Er hat doch nicht gehalten und auch die Hosenträger rissen!“ murmelte Otto, als er wieder zur Besinnung kam.

„Warum hast Dich aufgehängt, Junge?“ fragte der eine Aufseher. Die paar Tage Suppenabzug kannst nicht mal vertragen!“ Der Maurerlehrling schwieg — er war sehr schwach — jetzt wollte er schlafen und sich nicht mehr aufhängen. „Nun bekommst Du mindestens acht Tage Arrest!“ erklärte ihm der andere Aufseher. Otto wollte sich erheben, es gelang ihm jedoch nicht. Mühsam brachte er hervor: „Auch das wird bestraft? — O, warum hielt bei mir nicht der Handtuchhalter? . . .“

Dann blieb er stumm liegen und bedeckte mit den Händen sein Gesicht.

~~~~~

### Ans: „Des Knaben Wunderhorn.“

Bei meines Buhlen Kopfen  
Da steht ein güldner Schrein,  
Darin, da liegt verschlossen  
Das junge Herze mein,  
Wollt Gott, ich hätt den Schlüssel,  
Ich würf ihn in den Rhein.  
Wär ich bei meinem Buhlen,  
Wie mücht mir daß gesein.

Bei meines Buhlen Fischen  
Da flucht ein Brünlein kalt,  
Wer das Brünlein tut trinken,  
Der jüngt und wird nit alt;  
Ich hab des Brünleins trunken  
Biel manchen stolzen Trunk,  
Nicht lieber wollt ich wünschen  
Meines Buhlen roten Mund.

In meines Buhlen Garten  
Da steht viel edle Blüt,  
Wollt Gott, sollt ich ihr warten,  
Das wär meins Herzens Freud;  
Die edlen Röslein brechen,  
Denn es ist an der Zeit.  
Ich trau sie wohl zu erwerben,  
Die mir am Herzen leit.

In meines Buhlen Garten  
Da stehn zwei Bäumelein,  
Das ein das trägt Muskatzen,  
Das andere Nägelein;  
Muskatzen, die sind süße,  
Die Nägelein riechen wohl,  
Die gab ich meinem Buhlen,  
Daß er meiner nicht vergeh.

Und der uns diesen Reihensfang,  
So wohl gesungen hat,  
Das haben getan zween Sauer,  
Zu Freiberg in der Stadt;  
Sie haben so wohl gesungen  
Bei Meth und kühlem Wein,  
Dabei da ist geseffen  
Der Wirtin Tochterlein. —

## In den „Schwarzen Bergen“

Von Ludwig Cellen.

Wie ein Bergsee liegt die Bocche. Ihre blauen Wellen plätschern tastmäßig an den Molendamm des Hafens von Cattaro. Gleich Stulissen eines Niesentheaters rahmen die grauen Felsen der Krivostje die Meeresbucht ein. Sonne glitzert auf dem ausgedörrten Gestein, daß es noch wüßler, noch toter daliegt, als es schon in der Wirklichkeit ist. Von einem wunderbar tiefen Blau ist der Himmel. Und die Ruinenstädte am schmalen Uferaum schimmern weiß aus dem grünen Gürtel silbriger Delbaumhaine und dunkelblauer Vorbeer-gebüßche. Nur Cattaros Häuser klingen grau und finster den Berg hinauf, spannen ihr schmales Gassennetz bis hinaus zu den Vorstadtstraßen, deren eine hinaufführt in die Wildnis der „Schwarzen Berge“.

Die letzten Häuser liegen hinter uns. Mäßig steigt der Weg. In langen Windungen zieht er sich dahin. Er vermeidet es, die kürzeste Linie zu nehmen. Zwischen Klippen und Gruppen schlängelt er sich. Und immer gewährt er Ausblicke auf die Bucht, die bald aus beträchtlicher Tiefe lachend heraufleuchtet. Dann teilt sich die Straße: dem Meere zu wendet sich der Weg nach Vidua, gen Teodo führt ein anderer über die Boccheberge hinfort, unser Pfad aber biegt im scharfen Bogen dorthin zurück, woher er gekommen. Doch das scheint nur so. Denn bald kommt ein zweiter scharfer Bogen. Und nun geht es steil aufwärts in mächtigen Serpentin. Stundenlang.

Der Weg, der aus dem Südzipfel Dalmatiens nach Montenegro führt, ist eine Kunststraße allerersten Ranges. Jeder Meter ist der unwirklichen Natur unter aller Anspannung menschlicher Arbeitskraft abgezwungen worden. Den steilen, kahlen Fels klettert die Straße bis zu einer Höhe von mehr als 1200 Metern hinan, überbrückt Felspalten und Klüfte, und hat den zu Winterszeiten von Regen und Schnee angeschwollenen Bergwassern Widerstand zu bieten. Nach der Bocche hin fällt die Felswand jäh zur Tiefe. Eine nachträglich aufgemauerte Brustwehr hat die Zahl der Unglücksfälle in den letzten Jahren erheblich vermindert. Und doch benutzt der Eingeborene diese Prachtstraße nur, wenn er ein Lastfuhrwerk lenkt oder einen Fremden in die „Schwarzen Berge“ hinaufführt. Ihn selbst sind die alten Bergpfade lieb und vertraut geblieben, die seine Eltern und Ureltern gegangen.

Ein Bergquell rauscht am Wege. Er ladet zur Rast. Noch ist die Höhe nicht halb erstiegen, doch weit schweift schon der Blick. Landeinwärts wehren ihm noch immer graue, düstere Felsmassen. Aber von unten herauf grüßen noch immer die blauen Kluten. Nun sind es nicht mehr die einzelnen Buchten. Jetzt kommt die Kreuzform der Bocche so recht zur Geltung. Direkt zu unseren Füßen die Bucht von Cattaro. Zwischen den Ruinentrümmeru Perastos und dem Felseneiland San Giacomo leuchten die Wasser von Misano. Wie klein sind die Hügel von Percagnano geworden! Still und klar liegt die Bucht von Teodo dahinter. Ganz in der Ferne die Enge der Catena, Sercegnovo, das Kloster Savina und die Punta d'Ostro. Und dann das Meer. Ein grelles Leuchten glitzert auf seinem blauen Spiegel. Ein paar Segler schaukeln in der Ferne und ein blaues Dämmern hüllt die Felszacken Sabioncellos, dessen Linien in einer Flut von Licht verschwimmen.

Und weiter führt der Weg. Aufwärts. Wie eine Niesenlandkarte breitet sich unten das Land. Die Sonne brennt. Die grauen Felswände werfen ihre Blut zurück. Kein Baum bietet Schatten. Hin und wieder ein Strauch:

ein Granatapfelgesträuch mit hochrot leuchtenden Blüten, ein Agavegestrüpp mit graugrünstaubigen Mäthern, ein Wintergebüßch, das wie Schwefel aus dieser Steinwüste herausschlämmt. Und spärlich, wie Baum und Strauch, sind auch die Blumen gefät: eine blaurote, großköpfige Stieveart, ein paar langgestielte tiefblaue Glockenfelle, und die blaßroten Trichter einer faustgroßen Winde.

Arbeiter hämmern am Wege, klopfen Steine, bessern die vom letzten Regen beschädigten Stellen aus. Verfürt ist ihr Gesicht, zerfetzt ihre Kleidung. Ein feiner Kalkstaub hat die bunten Farben ihrer Lumpen grau getönt, hat die buschigen Brauen und den schwarzstruppigen Schnurrbart weiß gepudert. Kein Wort, kein Lied begleitet ihre Arbeit. Und nur der klackende Ton der kurzstieligen Hämmer auf die zerpringenden Steine zerreiht die große Stille.

Noch ein paar starke Windungen sind zu nehmen, dann ist die Höhe erreicht. In meterweiten Abständen quer über den Weg gepflasterte Feldsteine von beträchtlicher Größe künden die Grenze. Hüben ein Pfahl mit Tafel und Aufschrift in den österreichischen Farben, drüben einer in den montenegrinischen. Und aus einer Tiefe von mehr als tausend Metern leuchten die weißen Häuser der Bocchestädte herauf, grüßen die Wasser der Buchten, die Landzungen, die Inseln und das blaue adriatische Meer.

Eine graue Steinwüste, ein kahles Hochplateau, weitet sich vor uns die Crnagora, das Land der „Schwarzen Berge“. Die Straße hat sich merklich zu ihrem Nachteil verändert. Sie ist holprig geworden und ihre Mäander sind nicht mehr so scharf abgegrenzt, wie auf der österreichischen Seite. Noch schieben sich hier und da Felswände, grau und steil, hart an den Pfad. Nicht selten zerklüft tiefe Längspalten das Gestein. Oder mächtige Höhlen schauen mit schwarzen Augen auf den Wanderer.

Buchengebüßch und Dorn beleben diese Wüstenei. Ein einsamer „Schattenbaum“ breitet weit ausladend sein Geäst. Mit schwerfälligem Flügel Schlag rauscht ein Raubvogel über den Weg. Kein Mensch. Kein Haus. Kein Tier. Nur Steine: graue, kahle Felsen, über die sich ein grünlücher Himmel spannt.

Das lachende Paradies der Bocche ist den suchenden Blicken entschwunden. Von Zeit zu Zeit leuchtet zwischen zwei Felskegeln ein schmaler, blauer Streif im fernen Westen: das Meer. So geht es eine ganze Weile. Dann tut sich ein weiter Kessel auf. Noch vermag das ungewohnte Auge die grauen, aus Feldsteinen erbauten Hütten nicht von den Felsen zu unterscheiden. Und doch ist es eine Ortschaft — die erste für den aus Oesterreich kommenden im montenegrinischen Lande.

Reguscha heißt der Ort. Er ist Zollstation. Der Stammsitz der montenegrinischen Fürsten ist in seiner Flur gelegen. Dieser „Stammsitz“ ist ein trautes Bauerngebüßch: ein Wohnhaus mit tief herabhängendem Dach, einigen Ställen und einem mäßig großen Obst- und Gemüsegarten. Eine graue, kaum manns hohe Mauer aus Feldsteinen grenzt das Ganze ein. Neugierig selbst ist ein Sammelsurium höchst primitiver Hütten. Bei einigen fehlen die Fenster. Schießscharten sind an ihre Stelle getreten. Nach dem Schornstein sucht man vergebens. Aus einer Oeffnung in dem meist flachen Dach des Hauses qualmt der blaue Rauch gemächlich heraus. Von Straßen keine Spur. Jeder hat seine Hütte dahin gesetzt, wo es ihm just am besten dünkte. Doch an der Stelle, wo die Zollbehörde ihres Amtes waltet, weitet sich in verschwenderischer Ausdehnung ein mächtiger Platz.

Wie ausgestorben liegt der Ort. Nur vor dem Zollhause herrscht einiges Leben. Die Zollwächter visitieren gerade ein paar „Einwan-

derer“. Die Beamten gehen recht gründlich vor. Sie prüfen Taschen und Leibgürt, die Waden-Filzgamaschen und die Innenseite der Montenegro-Kappe. Obwohl sie nichts Verdächtiges finden, schwindet ihr Mißtrauen dennoch nicht. Etwas wie Enttäuschung liegt in ihren Zügen, als sie sich in den Dienstraum zurückziehen.

In niedrigen Hütten vorbei führt die Straße weiter landein. Grau liegt das Land, grau die Felsen, die Mauern, die Häuser. Nur im fernen Garten des Fürstentums leuchtet noch grün eine Nasenfläche. Ein Beet blaßblauer Schwertlilien schimmert in ihrer Mitte: das einzige Farbige in dieser grauen Einöde.

Wieder heißt es Höhen zu nehmen und Täler zu durchwandern. Bergauf und bergab. Ein paar Hütten liegen am Wege. Sie sind Wohnhaus und Viehstall zugleich. Neugierige Augen blitzen gelegentlich hinter einer halbgeöffneten, rohgezimmerten Virentür auf. Eine Hirtin quert den Weg. Emsig handhabt sie die Handspindel. Die Herde folgt ihren Spuren, ohne daß sich das Mädchen umzuschauen oder viel achtzugeben braucht. Sie meidet die große Straße. Auf kaum sichtbaren Pfaden klettert sie die steilsten Hänge hinan. Ihr Fuß ist sicher. Kein Stein kommt ins Rollen.

Mächtige Lastwagen leuchten und knarren die Berge hinauf. Sie kommen von Cattaro, wo sie das für Montenegro bestimmte Frachtgut von den Schiffen geholt. Sie haben sechs, auch acht Pferde vorgespannt. Doch kaum vermögen die Tiere die ungeheure Last auf dem steilen, wenig gepflegten Wege zu ziehen. Der Kutscher gebraucht weder Peitsche noch Leine viel. Er spornt die Gänle auch nicht durch Zuruf an. Sie haben ja den Weg nicht zum ersten Male gemacht; da läßt er sie eben gehen wie sie wollen. Nur, wenn der Wagen bergab rollt, bremst er mit einem Holzknüppel, den er zwischen eine Wagenrippe und den Radkranz klemmt.

Die Steigungen haben jetzt aufgehört. Bergpflanzen machen mit ihrem kräftigen Grün die graue Steinwüste nicht mehr ganz so unwirklich, wie ehemals. Wilder Salbei duftet am Wege. Zwergholunder und Wachholder klettern die Hänge hinauf. Ahorn, Eiche und Buche breiten ihre Laubdächer. Fichten sind auf die Felskuppen gestellt und Buschwälder füllen die Täler, in denen sich hier und da ein Dörfchen versteckt. Und in diese Täler geht es hinunter. Weiter treten die Berge auseinander. Eine große Talebene tut sich auf. Acker und Gärten: Mais, Tabak, Getreide, Kartoffeln, Melonen und Bohnen.

Hinter Nußbäumen grüßen graue Häuschen. Dann quer durchs Tal eine Doppelreihe roter Ziegeldächer, ein paar stumpfe, niedrige Türme. Die Hauptstadt ist erreicht. Der Verkehr auf der Landstraße ist lebhafter geworden. Menschen kommen und gehen. Pferde traben. Wagen rollen. Staub wirbelt auf. Die aus wohlgepflegten Obstgärten lugenden Häuschen werden häufiger, schieben sich enger aneinander. Bald steht Haus neben Haus. Aber das Grün der Gärten schwindet, denn auch in den „Schwarzen Bergen“ hat die „Stadt“ ihren eigenen Charakter.

Eine einzige, etwa drei Kilometer lange Straße erstreckt sich Cetinje, die Hauptstadt des montenegrinischen Landes. Im weiten Umkreis rahmen graue Felskuppen dieses halbe Hundert kleinstädtischer Häuser ein, hinter denen in gemessener Entfernung ein paar armselige Mais- oder Tabakfelder grün aufleuchten. Es ist wie in einem Spielwarenladen, so winzig mutet alles an. Die verrufensten Kleinstädte der Heimat wachsen, an dieser „Hauptstadt“ gemessen, zu Niesenortschaften. Trotz seiner Kleinheit hat Cetinje aber den ausgesprochenen Charakter einer Beamtenstadt. Der fürstliche Hofhalt mag das so mit sich bringen. Fast Haus bei Haus eine Gesandtschaft; die in den Landes-

farben bemalte Fahnenstange und ein Wappenschild geben Auskunft über die Zuständigkeit einer jeden Staatenvertretung. Armselig und operettenhaft schauen diese Volkshäuser drein, die gewöhnlich nicht mehr als zwei oder drei Fenster Front haben. Nur die russische und die italienische Gesandtschaft machen Ausnahmen. Prächtiger, schloßartig schauen ihre Behausungen aus, die das fürstliche und kronprinzliche Palais tief in den Schatten stellen. Russisch und italienisch ist überhaupt Trumpf im Lande der „Schwarzen Berge“. Fast alle großen Straßen sind mit italienischem Geld gebaut. Italienisches Kapital sorgt für ein „europäisiertes“ Verkehrswesen. Eine italienische Gabe sind auch jene Geschäfte, die die Montenegriner hoch oben auf ihren fast unzugänglichen Felsenforts aufgepflanzt haben, von wo aus sie die österreichischen Befestigungen an der Boche mit Leichtigkeit in Grund und Boden schießen können. Rußland aber sorgt für „Bildung“ im Lande. Russisches Geld hat erst kürzlich in Cetinje ein Mädchengymnasium errichtet. Russen sind die Direktoren an der montenegrinischen Militärschule. Und russisches Geld hilft dem Landesvater Nikita oft und gern über die finanziellen Schwierigkeiten seines höfischen Haushalts hinweg.

Fast alle Männer, die man in Cetinje zu Gesicht bekommt, sind Soldaten oder Beamte. Es sind hochgewachsene, schlanke und doch kräftige Menschen. Eine selbstbewußte Würde, ein ernster Stolz ist ihnen eigen. Nur selten hört man ein erregteres Gespräch und noch seltener sieht man ein Lächeln oder lebhaftere Gesten. Abgemessen, doch niemals affektiert, sind alle Bewegungen.

Zu zweien oder dreien schreiten sie die breite Hauptstraße hinunter. Dem Fremden zollen sie nur wenig Beachtung, Neugier verraten sie niemals. Die Zigarette fehlt fast keinem zwischen den Lippen. Die Hände halten sie auf dem Rücken gefaltet. So wandeln sie, wenn sich die Sonne ihrem Untergange zuneigt, die lange Straße hinauf und hinunter, vorbei an allen Sehenswürdigkeiten des Städtchens: dem Gefängnis, dem Spital, dem Pulvermagazin, dem Mädcheninstitut, dem Realgymnasium, dem Theater, der Bibliothek, dem Museum, dem Postgebäude, den Fremdenhotels, dem Fürsten- und dem Kronprinzenpalast.

Die Läden der Stadt sind fast alle auf einen Ton gestimmt: Waffen werden in ihnen feilgeboten. Da sieht man Pistolen mit wunderbarer Ausgearbeitung, Flinten uralter Konstruktion mit silberziselierten Schäften, Messer und Dolche, deren feste Kunstwerke der Schmiedearbeit sind, Waffengürtel, in denen das Sattlerhandwerk sein Meisterstück leistete usw. Hausgerät wird nur wenig zum Kauf angeboten. Darauf legt der Montenegriner keinen Wert. Hier und da lockt zwar die feine albanesische Arbeit eines Teppichs an. Tschibufs und Margilehs finden ihre Käufer; ebenso auch die oft prächtigen Stickereien, Filigranarbeiten und Holzschneereien. Besonders hoch im Preise aber stehen Sachen — Waffen, Gürtel, Tabakspfeifen — die den Türken abgenommen wurden.

Zerstreuungen bietet die montenegrinische Hauptstadt so gut wie gar nicht. Desto verlockender sind die Ausflüge in die Berge hinein. Die große Straße, die man für entferntere Spaziergänge benutzen muß, führt in der Nähe des unscheinbaren, fürstlichen Palastes vorbei, vor dem die großen Ulmen Schatten, und wo beim Eintritt der Dunkelheit der wachhabende Soldat ein Schwefelhölzchen an seinem Hofenboden entzündet und die Petroleumlampe im

Hausflur des Fürstenschlosses anzündet. — In einem wenig symmetrisch angeordneten Friedhof vorbei führt die Straße in ein zerrissenes und zerklüftetes Seitental. Ein spärlicher Graswuchs belebt die graue Eintönigkeit der Steine. Eine Kinderchar steht in Reih und Glied am Wege. Kommandorufe erschallen. Die Kleinen strecken und bengen die Arme und Beine nach Turnerart. Als wir vorüberschreiten, grüßen alle. Der Lehrer grüßt — in deutscher Sprache. Er ist Oesterreicher. Während des Sommers liebt er es, den Turmunterricht im Freien zu erteilen. Er ist stolz auf seine Zungen: sie machen ihm Freude.

Wir sind in eines der grauen Seitentäler eingebogen. Einsam liegt dort eine Hütte; auf diese steuern wir zu. Gerümpel lehnt an den Wänden dieser Hütte. Ein Hühnergackern dringt aus ihrem Innern. Die Tür ist halb geöffnet. Wir klopfen an und treten ein.



Montenegriner.

Dämmerung füllt den Raum. Das Auge, das draußen die Fülle von Licht förmlich blendete, muß sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Eine kahle, viereckige, kaum mehr als manns hohe Kammer. Gestampfter Lehm der Fußboden. Eine breite Bank läuft jede der Wände entlang. Nur an der einen Stelle, wo eine Art Feuerherd steht, ist sie unterbrochen. Dicke Rußfugen hängen von der Decke herunter, schwingen bei dem leisesten Luftzug an den grauen, ungetünchten Wänden. In einem Winkel grunzt ein Schwein. Ein paar Hühner flüchten gackernd und flügelschlagend unter der Bank hervor, von welcher sich der würdige Hausherr bei unserem Eintritt ein wenig erhoben hat. Wir schütteln uns die Hände. Verständigen können wir uns nicht. Zwei Frauen, eine jüngere und eine ältere, machen sich am Feuerherde zu schaffen. Sie bereiten den Kaffee, den Begrüßungsstrank für den Fremden. Der Hausherr sucht uns inzwischen die Zeit zu vertreiben. Er bietet Tabak an. Wir drehen uns eine Zigarette. Dann muß er, der Abwechslung halber, unseren Herzgewinner probieren. Der schmeckt ihm. Er lacht

über das ganze, braune Gesicht. Jetzt bringen die Frauen den Kaffee. Sie stellen ihn in unsere Nähe auf die Bank. In gemessener Entfernung bleiben sie stehen und bestaunen mit großen Augen den Fremden. Der Hausherr beachtet sie nicht. Die Frau ist für den Montenegriner nur ein Arbeitstier; er vermeidet jede Bärtlichkeit, ja sogar jede Erwähnung ihrer Person, in Gegenwart eines anderen Mannes. Jetzt schenkt er uns aus dem langgestieltesten Kupferkännchen den heißen, schwarzen Trank ein. Sich selbst bedient er zuletzt. Der Jucker, den wir zufällig bei uns führen, wird dankend angenommen. Mit einem Schluck ist das Schälchen geleert. Schweigend werden noch ein paar Zigaretten geraucht. Dann verabschieden wir uns, nachdem wir ein österreichisches Kronenschild auf die Herdplatte gelegt haben. Unter tiefen Verbeugungen gibt uns unser Wirt bis vor die Tür das Geleit. Die Frauen aber bekommen wir erst wieder zu Gesicht, als wir uns schon wieder gut hundert Schritte von der Hütte entfernt befinden. Das Auge muß sich erst an Farbe und Bauart dieser Hütten und Hürden gewöhnen, die fast mit dem Feld verwachsen erscheinen. Sie sind so eigenartig der ganzen Umgebung angepaßt, daß sie in keiner Weise aus ihr herausfallen.

In den Städten drängen sich Dächer, Fenster und Türen noch einigermaßen dem Beschauer auf. In den Dörfern oder Einzelgehöften fehlt aber auch dieses Auffallende. Die Dächer müssen hier erst gesucht werden. Felsblöcke liegen auf ihnen. Denn die leichten Birken- und Buchenscheite der Bedachung würden ohne Beschwerung kaum den brausenden Winterborastürmen standhalten. Die Stelle der Fenster vertreten Schießscharten, quadratische Öffnungen mit viertelmeterlangen Seiten. Der Eingang zum Hause ist fast immer an einer möglichst wenig sichtbaren und durch eine Felswand oder durch Bäume ganz besonders geschützten Seite angebracht. So wird jedes einzelne Haus zu einer kleinen Festung: eine Bauart, die sich in den ewigen Kämpfen mit den Türken und Albanesen herausgebildet hat.

Die Tracht des Montenegriners ist die serbische. In weiten, meist blauen Kniepluderhosen kommt er einher. Unterschenkel und Füße stecken in oft kunstvoll verschmürten Gamaschen aus Fries oder Wolle. Derbe Spannen machen seinen Gang leicht und geschickt; sie trogen dem steinigen Boden besser als jede andere Fußbekleidung. Ein breiter Ledergürt, der meist reich verziert ist, bildet den Hauptstolz des Sohnes der „Schwarzen Berge“. In ihm bewahrt er seine Waffen: die Pistole, das Messer, Pulver und Blei. Die kunstvoll ausgestickte Weste von roter, leuchtender Farbe wird offen getragen. Ebenso auch das Hemd über der Brust. Die wollene braune oder blaugrüne Jacke hängt gewöhnlich lose über der einen Schulter. Nie aber fehlt die Montenegrinermütze: eine schwarze Rundkappe mit goldbesticktem, rotem Obertheil.

Diese Kappe tragen mitunter auch die Frauen. Meist aber gehen sie barhäuptig einher, das schlichte, schwarz gefärbte Haar in der Mitte geschaitelt und die Zöpfe franzartig aufgesteckt. Auf große, silberne Ohrgehänge legen sie Wert. Die Finger sind oft mit Ringen bis an die Nägel hinauf besteckt; Goldringe sieht man freilich selten darunter. Das hemdartige Gewand ist selbstgewebt. Am Hals und über der Brust laufen gestickte Borten. Ein offengezogener, ärmelloser Mantel aus weißer Wolle fällt bis auf die Knie. Eine große, bunte, langbefranzte Tasche hängt der Frau bei Gängen

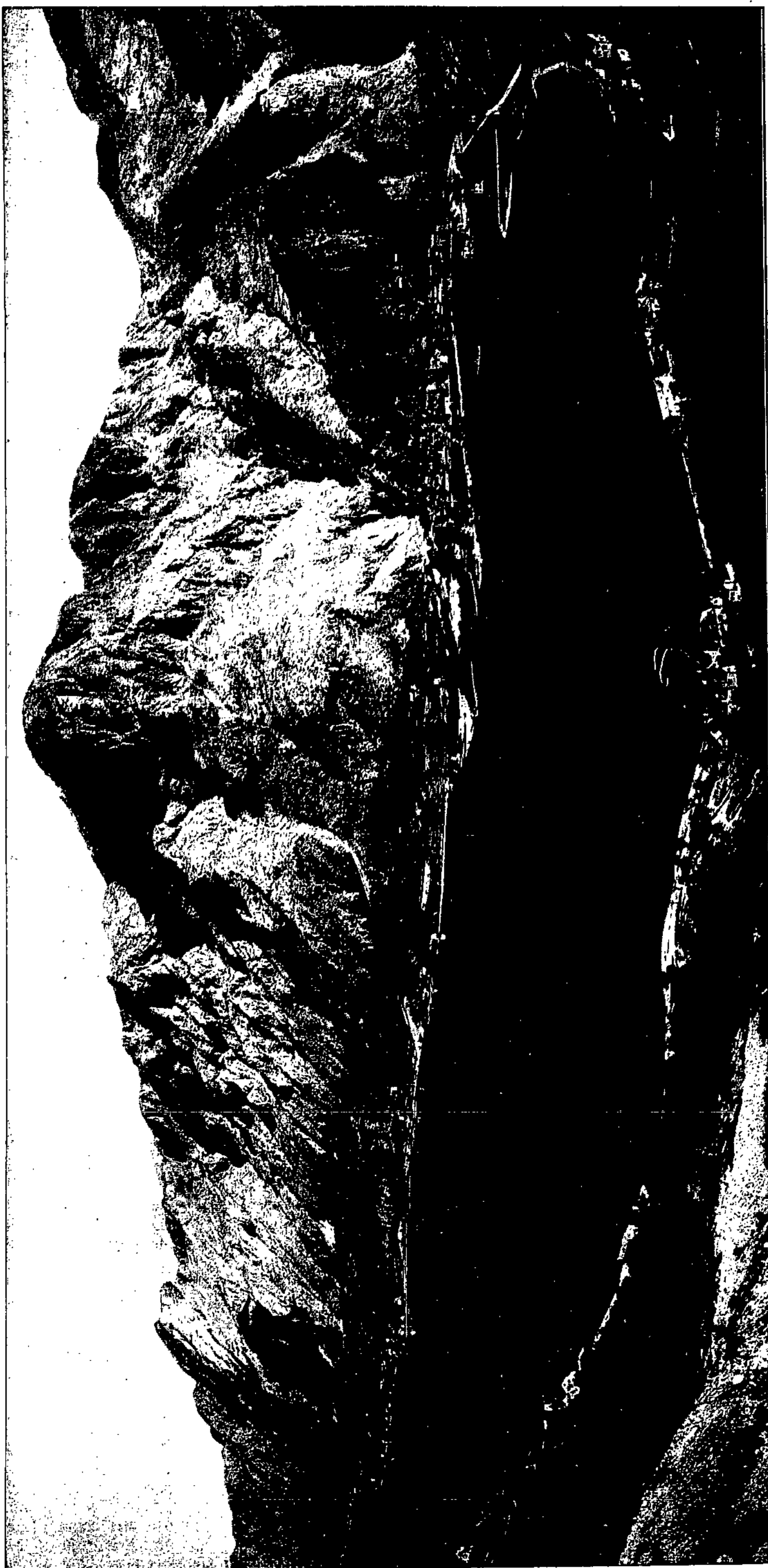
über Land stets um die Schulter. Sie trägt darin ihren Mundvorrat und etwas Flachs oder Wolle, die sie während des Gehens mit der Handspindel aufspinnet. Eine Ausnahme in der Kleidung macht nur die Frau des Starjeschins, des Oberhauptes der Gausgenossenschaft: sie trägt einen hellblauen, mit Gold gestickten Mantel und ein seidenes Untergewand.

Selbst die kleinsten Kinder haben stolz die Montenegrienerkappe auf dem Haupt: die Mädchen sowohl, wie die Jungen. Wird der Knabe größer und kommt er in die Jahre der Mannbarkeit, so konzentriert sich sein ganzes Streben und Trachten einzig und allein darauf, so viel Geld zusammen zu kriegen, daß er sich einen Gürtel, ein Messer, einen Revolver und die dazu gehörige Munition kaufen kann. Hat er das beisammen, dann erfüllt ihn ein berechtigter Stolz: denn nun erst ist er für jeden und jede ein „Mann“ geworden.

Die letzten Häuser Cetinjes sind verschwunden. Es geht bergab, bergauf, dann wieder bergab und von neuem bergauf. Ein weißes Steinfeld das ganze Land. Hier und da ein paar sorgfältig eingehegte Gärtchen. Nur ein paar Quadratrußen groß. Jeder Stein ist aufgefelsen und ringsherum mauerartig aufgetürmt. Braune, fette Erde schimmert jetzt heraus; ist die Humusschicht auch nicht tief, so genügt sie doch dafür, daß ein paar Zwiebeln oder einige Halme Mais darauf gezogen werden können. Doch diese bepflanzen Dafen sind nur spärlich gesät, — spärlich wie die Schattensäume (Buchen), unter deren Laubgezell eine Schafherde ihre Häupter eng aneinander gesteckt hat.

Und die Berge wachsen. Im Süden reckt der Locen sein Haupt. Wieder ist eine Höhe erklimmen. Freier schweift der Blick. Im Westen und im Norden leuchtet und blüht ein blauer Streifen — das Meer. Dann schimmert es mattgrün auch im Osten auf. Erst schmal und scharf, dann breiter wachsend, in den Horizont verschwimmend — der Skutari-see. Etwas Kühles, Eisiges weht von ihm herüber. Ist es der Schein des Wassers, das von jener mattgrünen Farbe unseres heimischen Nordlandeises ist? Oder sind es die schneecumhangenen Felsriesen Albaniens, die wie mattes Silber diesen hellen Smaragd einfassen?

Und nun schwindet der See nicht mehr vor unseren Blicken. Talwärts neigt sich der Weg. In hundert Windungen und Kehrungeu schlängelt er sich dahin. Doch der Blick auf den See bleibt. Denn ihm geht es zu. Und alle Bäche und Quellen, die neben dem Pfad liegen, hüpfen ihm entgegen, der seine blaßgrünen Schleier inmitten des schnee- und eisbedeckten albanischen Hochgebirges geheimnisvoll schwingt. Im Angesicht dieser wildromantischen Ferne wird lachender und üppiger das Land, durch das unser Fuß schreitet. Zu dichten blauschwarzen Mauern baut der Wachholder seine Büsche auf. Die Buche bildet kleine Gaine. Wilde Nußbäume werfen breite Schatten. Eine Fichtenart mit großen, silbrigen Nadeln strömt harzigen Duft aus. Große Sternblumen leuchten weiß aus grüner Unkrautwildnis. Schwefelgelb flammt der Ginster über grauen Felsblöcken. Und blaue Glockenfelche, violett überhauchte Winden, große, tiefrote Akeblüten lachen wieder, wie beim Aufstiege



An der montenegrienschen Grenze (Bocche di Cattaro).

von der Woche, am Wege. Der zieht in wunderlichen Windungen dahin. Ein Wasser singt ihm zur Seite: jetzt ein Bach, der glucksend über Felsgeröll rieselt, jetzt ein Teich, in dessen grünblauen Spiegel überhängendes Weidengebüsch träumt.

Zusehends weitet sich das Tal. Vor uns noch immer das mattgrüne Wasser des Skutarisees. Wie resedafarbene Seide strafft es sich zwischen den grauen Hängen der albanischen Bergriesen. Weißblau schimmern ihre Häupter unter einem tiefblauen Himmel. Sonnenleuchten umflimmern ihre Schultern und das Unbekannte der Ferne hüllt das Ganze in einen violetten Dunst. Scharf gegen den Horizont zeichnet jetzt zur Rechten der Lobcen seine Kegelform. Herden weiden auf den grasbestandenen Hängen zur Linken. Menschen kommen die Saumpfade heruntergeklettert, die sich gleich kleinen Rinnsalen in den großen Strom der Hauptstraße ergießen. Immer belebter wird der Weg, immer lieblicher das Tal und immer lauter singt das Wasser neben der Straße.

Der Bergbach ist zum Fluß geworden. Rijeka nennen die Montenegriner diesen Fluß. Das ist die einfachste Bezeichnung, die sie finden konnten: denn Rijeka heißt auf deutsch „der Fluß“. Es ist der Fluß, der nach kurzem Lauf in den Skutarisee mündet; seine Hauptwasser-menge entströmt der Rijeka-Göhle, einem großen, unheimlichen Felsloche mit wunderlichen Tropfsteingebilden, in dem Eulen nisten und wilde Frauenhaarpflanzen in großen, grünen Büschen wuchern.

Die Stadt, die vor der Mündung des Flusses in den See liegt, führt gleich ihm den Namen Rijeka, d. i. Flußstadt.

In Rijeka ist Markt. Das ist ein Ereignis. Da kommen sie aus allen Teilen des östlichen Landes: aus Podgorica, aus Bir, aus Plavnica, ja sogar aus Skutari jenseits des großen Sees, das die Albaner Skodra nennen. In langen Karawanenzügen ziehen sie zur Stadt. Hochbepackte Maultiere traben vor ihren Treibern her. Langgestreckte, auf niedrigen Rädern rollende Wagen werden von kleinen, schnigen Pferden gezogen. Dreitgestirnte Kinder führt ein Mädchen zum Markt. Ein Rudel Schweine grunzt um einen härbeißig dreinschauenden Mieser. Ein Eselkücken macht die wunderbarsten Sprünge um seine graue, faule Mutter. Hühner gackern dem einen an einer langen Stange. Sie sind mit den Füßen zusammengebunden. Ein anderer hat Fische an einer Weidenrute, wie an einer Schnur, aufgezogen. Freunde finden sich. Alte Bekannte sehen sich wieder. Die Männer begrüßen sich mit dem dreifachen Bruderfuß auf Stirn und Wangen. Die Frau — die immer einige Schritte hinter dem Manne zu bleiben hat — küßt dem Fremden die Hand: also will's in Montenegro die Sitte!

Ein paar Mühlen klappern hart am Wege. Ihr Radwerk tanzt lustig im grünen Wasser. Vor dem niedrigen Eingang staut sich die Menge: jeder will sein Mehl gemahlen haben. Der schleppt das Maiskorn in einem Sack herbei, jener in einem Troge, und ein dritter hat seinen Esel hoch mit Körben bepackt. Der sperrt nun gänzlich den schmalen Pfad und muß gar manchen derben Puff entgegennehmen, wenn ihn einer, der's eilig hat, unwillig zur Seite schiebt.

Je näher es dem Orte zugeht, desto lebhafter wird das Treiben. Gleich hinter den ersten Häusern hat sich der Viehmarkt aufgebaut. Eine Muttersau liegt mitten auf dem Weg. Die Jungen quieken und grunzen und suchen gierig nach den Bizzen. Eine Schafherde blökt dicht daneben. Pferde und Füllen werden von ihren Verkäufern fest an primitiven Lederzäumen gehalten. Ein junger Stier ist ungemütlich geworden. Er hat sich losgerissen. Mit gesenkten Hörnern galoppiert er die Straße hinunter.

Aufgeschreckt gackern die Hühner, schnattern die Enten. Frauen kreischen . . . Aber ein paar handfeste Kerle haben ihn bald gepackt und bringen den Ausreißer zurück.

Längs des Ufers der Rijeka haben die Marktleute ihren Stand gewählt. Jeder hat seine Spezialität. Da hängt der Knoblauch in Schälren. Wassermelonen sind zu Bergen aufgetürmt. Käse wird in runden, dünnen Platten angeboten. Dort wird frische Sahne in grünlichen Tongefäßen feilgeboten. Die kraußtichtigen Kommen heran, fahren mit dem Finger in die Gefäße und probieren, ihn abledend, ob die Sahne auch gut ist. Auf bettlaken großen Tüchern sind Miesermengen von jenen gelblichen starkdustenden Blumen aufgestapelt, aus denen das Insektenpulver gemacht wird. Diese Ware findet besonders guten Absatz. Obst und Fleisch, Geflügel und Wild sind nur mäßig vertreten. Fleisch wird in einer kleinen, laubenartigen Halle verkauft, deren Wände aus dünnen, schräggestellten Latten bestehen. Auch die „öffentliche Waage“ hält dort einer in der Hand. Der macht ein höchst gewichtiges Gesicht, denn er ist sich dessen bewußt, daß er eine Art amtlicher Gewalt verkörpert. Einen großen Raum des Marktes nehmen die Fischhändler ein: sie bringen Fluß- und Seefische, gedörrte, gesalzene und geräucherte Fische. Diese Fische haben oft die absonderlichsten Farben und Formen, ähneln hier Krebsen und da Igel, die eine wunderliche Natur mit Kiemen und Flossen versehen. Auch der Honig findet seine Liebhaber. Die Tabakhändler stehen abseits. Ein Stramhandel hat alle seine Herrlichkeiten bunt um sich her ausgebreitet: Nägeln und Glaswaren, Tabakspfeifen und Tonkrüge, Heiligenbilder und Rasiermesser. Hier wird Rohwolle verkauft. Häute und Kleiderstoffe sind dort zu haben. So findet jeder, was sein Herz begehrt.

Der Montenegriner ist schweigsam. Auch beim Kauf oder Verkauf macht er nicht viele Worte. Er betrachtet die Ware genau, dreht und wendet sie nach allen Seiten. Nicht immer hat er Geld zum Einkauf, da versucht er es mit dem Tauschhandel. Wachs ist ein gern gesehener Tauschobjekt. Es hat seinen bestimmten Wert, je nach der Gewichtsmenge. Nach unseren Begriffen sind alle Dinge von einer geradezu lächerlichen Billigkeit. Eine hübsche, wenn auch roh gearbeitete Tabakspfeife konnte ich für acht Pfennige erstehen. Das Paar Hühner war um fünfunddreißig Pfennige zu haben; das Kilo Hammelfleisch kostete, nach unserem Gelde, achtundzwanzig Pfennige.

Rijeka selbst besitzt, abgesehen von seiner herrlichen Lage, wenig Sehenswertes. Nur auf die „Munition“ (Waffenarsenal und Reparaturwerkstatt) sind die Bewohner der Ortschaft stolz. Dorthin suchen sie jeden Fremden zu führen. Und nicht ein einzelner macht dann den Varenführer, sondern ein ganzer Troß gibt dem im Triumph Geführten das Geleite. Schließlich bieten noch Rijekas Häuser insofern eine Eigentümlichkeit, als sie verandenartige Anbauten besitzen in der Art, wie man sie überall in Europa in Gebirgsgegenden trifft. Diese Veranden sind aus roh behauenen Stämmen und Holzschichten gezimmert; Schnitzereien findet man nur selten an ihnen.

Von Rijeka führt die große Straße nach Podgorica zur albanischen Grenze. Der Skutarisee bleibt rechts, d. h. im Süden, liegen. Wer zu diesem will, vertraut sich in Rijeka einer Barke, einem roh behauenen, aber von geschickten Ruderern sicher geführten Einbaum, an. Diese bringt ihn bis zur Dampferstation am Einfluß der Rijeka in den Skutarisee.

So romantisch und gewaltig sich der See in der Ferne ausnimmt, so enttäuschend wirkt seine Nähe. Das resedafarbene Wasser ist schiefergrau geworden. Die Felsen der Uferberge verschwim-

men am Horizont in einen hellbraunen Nebel. Schlamm und Sumpf säumen, kilometerweit landein, das Wasser. Zweimal wöchentlich besorgt ein montenegrinischer Dampfer den Verkehr zwischen Rijeka, Bir, Plavnica und Skutari. Sonderlich komfortabel ist das Gefährt nicht. Doch es genügt den montenegrinisch-albanesischen Ansprüchen. Eine Fahrt bis nach Bir genügt, um sich über die nicht hervorragend interessante Beförderungsart innerhalb der montenegrinischen Grenzen zu informieren.

Die Straße von Bir nach Antivari geht ständig bergab und führt durch reich bebauten Land, das namentlich Wein und Tabak kultiviert. Einer fruchtbaren Ebene haben die rauhen, unwirtlichen Berge Platz gemacht. Eine ältere Kultur macht ihre Rechte geltend. Die Häuser werden reicher und statlicher und auch auf die Anlage der Gehöfte ist mehr Sorgfalt gelegt. Kurz vor Antivari zweigt eine Art Saumpfad nach dem südöstlich gelegenen Dulcigno ab. Nur noch in Hügeln von mäßiger Höhe leuchtet das graue Felsgestein. Sümpfe und Lagunenbildungen prägen der Landschaft ihren Charakter auf.

Ein altes Räuberneft, liegt Dulcigno, die jüngste Eroberung Montenegros, da. Die von einem Hügel schauende Altstadt gleicht einem Trümmerfeld. Zerfallene Mauern, verwüstete Häuser in jeder Gasse. Die Neustadt baut sich um den Hafen auf. Die Stadt kann ihre Türkenzeit noch immer nicht verleugnen. Die Befenner Mahls sind in den „Schwarzen Bergen“ nicht allzu dicht gesät. Hier in dem südlichsten montenegrinischen Hafen aber besitzen sie ihre eigene Moschee. Weiß ragt das Minarett über die braunen Dächer der Stadt und fünfmal des Tages ruft der Muezzim von hier aus die Gläubigen zum Gebet.

Trügen die Leute in den Gassen der Stadt nicht die Montenegrinerkappe auf dem Haupt, so könnte man Dulcigno heute noch für ein türkisches Piratenneft halten. Etwas Berwegenes, Habüchtiges und Hinterlistiges bligt diesen Vurschen aus den Augen. Ehedem waren denn auch die Bewohner dieser Stadt überall an den Küsten des adriatischen Meeres, bis weit hinein ins Mittelmeer, gefürchtet als beutelüsterne, skrupellose Seeräuber.

Dulcigno hat einen Hafen, der von der Natur außerordentlich begünstigt ist. Vorläufig aber vermitteln noch Barken den eigentlichen Hafenverkehr. Sie werden von einem oder zwei Ruderern bedient. Bei größeren Warenladungen wird ein Segel aufgesteckt. Die großen Schiffe bleiben draußen auf See liegen.

Auch mich hat eine solche Barke an Bord des Schiffes gebracht, das mich weiter übers Meer tragen soll. Im Halbkreis baut sich drüben am Hafen das alte Dulcigno vor meinen Blicken auf. Trozig und finster schauen seine Trümmer aufs Meer. Wildes Gopfengerank hat die rissigen Mauern umschlungen. Stachlige Agaven haben die alten Fundamente gesprengt. Blau liegt das Meer. Gen Norden starren die grauen Klippen der montenegrinischen Steinvüste. Aber gen Süden senkt sich das Land. Flach tritt es an das Gestade. Die weißen Märchenstädte mittelalterlicher, italienischer Kultur sind verschwunden. Sümpfe sind an die Stelle der Felsen getreten, und träge Flüsse gießen ihre moorig-schwarzen Wasser in das dunkle Blau der wogenden Adria.

Das Schiff hat gedreht. Seine Maschinen stampfen. Hinaus geht es auf die offene See. Ein schmaler, niedriger Küstensaum zeichnet sich das Land im Osten. Die Berge der Crnagora schrumpfen und schwinden, hüllen sich in die blaue dämmernden Nebel der Ferne, bis es ausschaut, als lägen finstere Wolken dort am fernen Horizont über der blaustumpfen Fläche des Meeres. —

## Der Enkel des Tiberius.

Humoristische Erzählung von Wilhelm Schäfer.

Als in den Zeiten des Tiberius römische Soldaten ihren Hauptmann begruben, hinter Somburg nach der Saalburg hin, mochten sie wohl nicht denken, daß der, den sie mit Krügen, Gläsern und anderen Ehren in den weißen Wimssteinsand hinlegten, noch einen Menschen auf der Erde zu quälen vermöchte. Nachdem sie aber alle schon zum letztenmal die Augen aufgemacht hatten, wobei nicht jeder noch einmal die schönen Tannswälder sah, auch nicht solch ein Grab besah, mancher vielmehr im Rhein verdarb oder den Wölfen schmeckte, als über den Sand des Römers hinter der Völkerwanderung her die Sonnen geritten waren und als die Menschen sich so fort an die zweitausend Jahre mit Nerten, Flinten und Granaten bemüht hatten, einander in den Sand zu bringen, wohin sie ohnedies gekommen wären: wollte der Bauer Lüsebrink an einem nassen Tag im Mai ein neues Dachhaus bauen. Er hatte schon ein säuberliches Bierdeckel ausgeschachtet und wollte nur noch einen Fuß tief weiter graben, weil er auf schlechten Wimssteinsand geraten war, da tat die Schippe einen scharfen Schrei an einem Scherben.

Man findet sonst wohl ein Bauer mancherlei in kühler Erde; wer aber an der Saalburg wohnt und schon ein paarmal bei den Limes mitgegraben hat, der weiß, was solch ein Scherben im Wimssteinsand bedeuten kann.

Also legte er die Schippe weg und fing mit beiden Händen an zu graben, nicht ohne sich ein Grasbüschel vorsichtig unters Knie zu legen. Es dauerte auch nicht lange, so holte er aus Scherben ein Glasgefäß heraus, das dünn wie eine Eierschale und angelauten war wie altes Fensterglas. Als er das sauber abgeblasen auf seinem Sacktuch stehen hatte, trieb ihn die Gewohnheit aufzustehen und dem Professor seinen Fund zu melden. Wie er dann hinsah über die Wiese mit den Gänseblümchen, unter den frühlingsgrünen Zweifschgenbäumen gegen das schiefrige Hausdach hin, und alles war sein Eigentum und also auch das Römergrab, vergaß er seine Dachhauspläne, fing vielmehr mit der Vorsicht eines Limesgräbers an, die Krüge samt dem Gerippe bloßzulegen.

So kam der Römerhauptmann nach fast zweitausend Jahren wieder ans Sonnenlicht, zwar ohne Haut und Fleisch, doch in den Knochen unverfehrt, und als er auf dem duffen Sand dalag — ein Streifen brauner Asche zog einen Glorienschein herum — da war's dem Lüsebrink, der nach der stundenlangen Wühlarbeit mit stumpfgegrabenen Fingernägeln vor ihm stand, als ob er freundlich mit weißen Zähnen lächelte. Wie wenn er zu ihm sagen wollte: Siehst du, mein Bauer Lüsebrink, da hab ich hier zweitausend Jahre in dem Wimssteinsand gelegen, damit du aufhören kannst, Kartoffeln oder Kunkeln auszugraben. Du weißt sehr wohl, daß es gelehrte Leute gibt, denen die Knochen von einem alten Römer wertvoller sind als eine Schwadron lebendiger Husaren, und daß der Staat für diese Menschen Museen bauen läßt, darinnen sie geneigt sind, auch meine Knochen gebührend aufzustellen. So wirst du mich und mein Geschirr verkaufen und damit mehr verdienen, als wenn du purcs Gold gegraben hättest!

Nun war der Bauer Lüsebrink ein langer und verträumter Kerl mit einer kleinen frohnasigen Frau. Als die ihn gegen Mittag im Loch bei seinem Römer hochend fand, wie er die Gläser und Knochen sorgfältig in den Wimssteinsand einbaute, den er mit seinen großen Händen glatt strich, kaum anders als wenn

Kinder Sandfuchsen backen: da mußte er sich hoch vermessen, was solch ein Römergrab an barem Geld einbrächte, sonst hätte sie ihm mit der Schippe seinen Römer zu Drei zerschlagen. So stachelte er selber ihre Habsucht an und brachte sich in sein böses Mißgeschick. Er hatte kaum aus alten Brettern einen Deckel darüber gezimmert wie auf einem Meacentrog, als er auch schon einen Brief an den Professor schreiben mußte: er hätte einen alten Römer mit Gläsern und Töpfen zu verkaufen.

Der Professor kam nach einer Woche wirklich an und war ein Kerlchen mit einem grau-berlederten Gesicht, aus dem der Bart bis auf die spärlichen Stimmhaare ausgegerbt schien. Er musterte durch überscharfe Brillengläser die aufgedeckte Grube, worin das Regenwetter durch die Bretter Schlammscham hatte tropfen lassen, so daß über den Römer und seine Mitgift schwarze Streifen wie mit dem Lineal gezogen waren. Es schien ihm trotzdem zu gefallen; er ließ sich alle Gläser und Krüge in die Hand reichen, stellte einiges beiseite und fing auch an zu schreiben, während der Lüsebrink in Hoffnung anderer Dinge demütig beiseite stand. Am Ende sah er zu ihm auf, wie abwesend über die Brillengläser hin, klappte sein Buch zu und fing an, drei von den Gläsern und einen Krug in seinen Koffer einzupacken, der mit weißen Filzfächern eingerichtet war. Suchte einen Augenblick in seinem Geld, reichte dem Lüsebrink, der ganz verdöst da stand, einen Taler und ging mit seiner Beute eilig davon.

Da schoß vom Stall her, wo sie beiläufig gestanden hatte, die Bäuerin vor, riß dem Lüsebrink die Hand auf, sah den Taler und hieß sich nicht mit Fragen auf und lief den Wiesenweg hinunter, bis sie den Koffer in ihren Händen hatte. Es gab da ein Gespräch, das rasch zu einem Geschrei anschwellte; als der Lüsebrink zögernd dazu kam, hatte der Professor den Koffer in das Gras gestellt und stand mit beiden Händen auf seinen grauen Sonnenschirm gestützt davor: Wen er sich dächte, der sich ein ganzes Römergrab mit Dreck und Knochen in seine Stube stelle?

Die Bäuerin aber war im Streiten ihm überlegen trotz seiner Professur: Wofür denn anders der Staat das viele Geld ausgäbel! Und obwohl er alle Klugheit und die Gräber vergaß: Gewiß nicht für die Bauern. Es käme der Wissenschaft auf den Befund, nicht auf die Sachen an; wer könnte nach solcher Wühlerei noch sagen, wie das einzelne gelegen habe: so trug dies zwar dem Lüsebrink einen verheißungsvollen Blick ein, dem Professor aber ging sie mit so viel keifenden Worten von betrogenen und ausgeraubten Bauern an den Leib, daß der die Gläser auspackte und mit leerem Koffer den Wiesenweg hinunter ging, nicht ohne ein paarmal etwas vor sich hin zu rufen von einem dummen Luder. Er war auch noch nicht bei der kleinen Brücke, die über den Bach zur Straße führte, da ärgerte es ihn um die schönen Gläser, daß er entschlossen umkehrte und an der höhnischen Frau vorbei dem Lüsebrink ein Goldstück anbot.

Der sah ihn mit verkniffenen Augensalten an. „Zwanzig?“ schrie er, und „Fünzig“ und hielt der Frau den Schein gleich hin. Die wartete auf mehr, obwohl der Schein ihr dicht vor Augen war, so daß dem Wütenden nichts übrig blieb, als diesmal lauter von dummen Luder's rätsonierend endgültig abzugeben.

So kam die Frau in eine ungeheurer Meinung von ihrem Römergrab. Vorsichtiger als Wickelfinder gab sie die Gläser dem Lüsebrink zurück; der trug sie auf den Armen in das Grab und legte den Deckel wieder drauf und Latzen auf die Bretterspalten, damit es seinem Römer nicht wieder auf die Knochen regne. Und mußte am selben Tag mit vieler Schreiberei an die Museen beginnen. Die fiel nicht glücklich aus: die meisten Briefe kamen als unbestellbar von der Post zurück und keiner von den anderen fand eine Antwort. Sie wartete das ab, drei Wochen lang, die ersten Tage in Gewißheit, dann in verbissenem Trost, zum Schluß in grimmiger Verzweiflung: nicht daß ihr Römergrab den Wert nicht habe, sondern daß es ihnen als armen Bauern unmöglich sei, es anzubringen.

So dauerte es kaum einen Monat, da hatte der Römer dem Bauer Lüsebrink Verdrossenheit und Baus ins Haus gebracht. Als er gleich einem kranken Hund schon wochenlang vom bösen Witz der Bauern gehänselt durch die Felder strich, kam um die Vesperzeit der Pfarrer aus dem Nachbardorf und ließ sich von der Frau — der Lüsebrink war nicht zu Hause — das Römergrab aufdecken. Er mochte als Student von solchen Dingen das feine wohl gelesen haben, doch war es lange her. So nahm er prüfend die Gläser in die Hände und klopfte auch daran mit seinem Ring und lobte den Lüsebrink, daß er die Sachen so heil herausgegraben hätte. Dann baute er sehr schöne Sätze vom Segen solcher Funde für's menschliche Gewissen und sah nicht, daß dem Schädel das durchgetropfte Wasser quer über seine Zähne einen Streifen gezogen hatte, der wie Bartfäden bei dem Wels nach rechts und links hinunterhing, so daß er zu den Worten des Pfarrers lächlich zu lächeln schien.

Dann nahm er einen Sprung in völlig andere Gebiete: der Staat natürlich sei mit dem Platz in den Museen zu knapp gestellt; auch sei es sittlicher, dergleichen an seinem Ort zu lassen, damit es von der menschlichen Vergänglichkeit inmitten der ewigen Natur — gleich einer Fliege im Bernstein — anderes Zeugnis zu geben vermöchte, als in kaltsigen Museumszellen. Nachdem auf sie das rätselhafte Bild gefallen sei, gewissermaßen aus den Händen der Weltgeschichte den Römer zu empfangen: sollten sie ihn auch dem Dorf, der Heimat und dem Vaterland erhalten! Sie möchten statt diesem Deckel einen Schuppen darüber bauen, daß jeder das Grab betrachten könne. Auch jeder Fremde — hier hob er seine Stimme — und wenn sie denen ein kleines Trinkgeld, es zu zeigen, nähmen, so hätten sie ein Kapital daran, das täglich Zinsen wirfe.

Die Rede war nicht dumm; nur hatte der Pfarrer, der sich gern vermaß, aus einem ganz verrückten Seelenknäuel den rechten Faden noch abzuwickeln, sich selber den Knoten hineingemacht. Denn als der Schuppen schon über einen Monat mit seinem Leerdach stand, das sich nach rechts und links gleich den gefenken Flügeln einer Heune zur Erde schrägte, und hier und da wohl ein Bekannter — vom Pfarrer hingeschickt — auch sonst zufällig ein paar Fremde gekommen waren, die Summe ihrer Gelder aber zwei Mark und fünfzig Pfennig nicht überstieg: da hatte die Bäuerin den armen Lüsebrink an einem Sonntag so verheßt, daß er nicht völlig nüchtern nach einer wohlkaut abgeklungenen Predigt dem Pfarrer in das Haus fiel.

(Schluß folgt.)

**Der Wanderer.** Ein Städtchen auf einer Anhöhe, umrahmt von einem dichten Kranz breittöniger Linden. Die Häuser mit lächerlich spitzen, rot ausgefärbten Giebelbaldachern drängen sich ganz dicht an einen hohen Kirchturm, der ein wenig schief aussteht und von dem die Sage geht, daß er, wenn's windet, bedenklich schwankt. Er ist einmal zu Kriegszeiten nur provisorisch aus Holz errichtet worden.

Diese uralten, verschollenen Kriegszeiten sieht man dem Nest noch um anderes willen an. Da ist noch eine Burg, die zwar jetzt nicht mehr viel ähneln wird, die aber mit ihrer richtigen Zugbrücke und ihren vielen Türmchen und Binnen so trübselig dreinschaut, als rüste sich soeben Burggraf Eisenfresser zu männlicher Tugend. Und dann ist da noch ein riesiger Festungsgraben und manch ein runder Barturm.

Vor den Toren gibt's noch viele Gemüsegärten. Der alteingesessene Bürger ist am liebsten selbstgebaute Kohl.

Weiter hinaus dehnen sich Wiesen. — Und dies alles schlummert in weichem goldigem Sonnenschein, und darüber spannt sich ein Himmel voll so köstlicher Bläue, daß man ihn lachend küssen möchte!

So lag's vor mir, unser altes Posemüdel! Die Bahn führt nicht ganz bis heran, und deshalb konnte ich es langsam herauswachsen sehen, mein altes Heimatsnest; vom Hintergrund des waldigen Taunus löste es sich langsam ab, und hier an der Wegbiegung lag es vor mir mit blinkenden Fensterscheiben, die aussahen wie listig funkelnde Augen. Die Häuser und die Häuschen da, ich kannte sie alle; bloß ein paar neue waren hinzugekommen. Hier, links unten, am Bachel eine ganze Reihe neuer, kleiner, gleichmäßiger, Häuschen. Und nahe dabei ein großes Gebäude mit einem mächtigen Schlot. Eine Arbeiterkolonie sicher, und eine Fabrik. Gott, auch hier! Ich weiß nicht, warum mich das einen Moment lang ärgerte. Aber ich hatte doch heraus wollen — und rein und still und gut werden, hier in Strahlwinkell schließlich — die Fabrik war ja klein und hatte sicher nichts geändert an dem alten Leben da hinter den Mästen der Festungsmauer; und wenn man nicht wollte, brauchte man nichts zu erfahren von all den Dingen, die mit der Fabrik zusammenhängen. O, ich hatte so eine große Sehnsucht unterzutauschen in dem Frieden der Ahnungslosen, in all ihrer harmlosen, wichtigtuenden Kleinlichkeit. Ich war so unsagbar müde von dem brandenden, ruhslosen Leben, das alles, was weich und sehnsüchtig und traumselig ist, so grausam zusammenpreßt, daß ein schweres, totes, kaltes Etwas daraus wird, das so schmerzhaft die Brust beschwert, wie wenn das Herz abgestorben wäre. Ich floh das zermalmende, unerbittliche Leben, um daheim zu ruhen. — Ein unendlich weiches Schenken kam über mich, als ich so am Wegrand sah, solch ein wohlige Dürsten nach Frieden. Und hinter mir versanken die harten, bösen, letzten Jahre, wie ein lärmender, schreckhafter Spuk. —

Ein paar Wochen flogen vorbei, und ich fühlte mich zu Hause, als wäre ich niemals fort gewesen. Eines Tages sah ich bei meiner alten Freundin, bei Mutter Bremers, am Fenster. Am morschen Fensterrahmen, an dem Fuchsen tanzten — graziose Balletteusen mit weißen, bauschigen Röckchen und grotesken roten Niederchen. Die weiße, steife Gardine blähte sich leise im Zug, und um die Schnörkelmöbelchen der alten Frau kroch leises Dämmern. — Mutter Bremer plättete und sang dazu mit leiser Stimme: „Ich hab mich ergeben“ — Immer nur den ersten Vers. Es roch so eigentümlich, so, wie ich es als Kind schon immer geliebt hatte: nach den Kräutern, die Mutter Bremer zwischen die Wäsche zu legen pflegte. Und dann drang von draußen herein der kräftige Geruch der mit Wasser besprengten Erde. Denn es war Samstagabend, und draußen kehrten sie die Gasse. Da sehe ich gern zu! Die Leute haben dabei eine so behagliche Spantierung, die so wichtig mit den Gieklannen klappert, und mit dem Besen so gemächlich weit ausholt. Gar ein lustiger singt wohl ein Lied. Und nachher, wenn alle fertig sind, zieht die Gasse so ungewohnt sauber, so feierlich aus mit den jandbestreuten, sauber gekehrten Haustürschwellen. —

Die Nachbarin von drüben kam soeben mit der grünen Gieklanne und einem funkelneuen Pfaffava. Sie war sehr glatt gekämmt und ihre roten Wädchenglänzen vor Heiligkeit. Sie schalt auf den Bäckerjungen, der pfeifend und phlegmatisch ihre haarfcharfe Rehrgranze in der Mitte der Straße nicht beachtete, sondern mit kühnem Besenschwung manch' ein Körnchen auf der Nachbarin Teil hinüberschickte. Aber schließlich löste sich auch diese Disharmonie. Jetzt fingen die Glocken an zu läuten, wie immer Samstagabends. Leise himmelnd zuerst die hellste, dann folgten die anderen immer gewichtiger und tolltönder, bis die letzte tiefstönig einfiel. Wie ein Gesang, wie ein verhaltenes, verheißendes Jubeln schwebte das Läuten in der weichen Luft, und ich hätte

mitsingen, mitjubeln mögen mit gefalteten Händen und Tränen in den Augen: Die Welt ist so gut, so schön in ihrer Einfalt!

Die Welt? Nun ja — es gibt doch gar nichts anderes wie Posemüdel. Die Narren, die irgendwo da draußen leuchten unter einer unverständlichen Lebenslast, könnten doch, ebenso gut wie ich, in einem stillen Nest unterkriechen, und dann dürften sie auch geruhig mit Samtpantoffeln und der langen Pfeife abends vor der Haustüre sitzen, wie Nachbar Schmidt und Müller und die alle. Ueberhaupt was ging's mich an! Für mich war Posemüdel wieder die Welt und was vorher war, das hatte ich vielleicht nur geträumt!

Ich spann mich ganz ein in all die Heimlichkeit, und es war mir so wohl. Da kam aber plötzlich ein alter Kunde, um zu betteln. Ein Waszbruder, wie ich deren schon hunderte gesehen hatte. Aber warum kam er heute, jetzt?

Warum brachte er so etwas Störendes herein, hier in die reinliche Stube — und hinein in die stille Heiterkeit meines Gemüts? Oder sah ich ihn bloß mit anderen Augen an? Warum kam es mir vor, wie ein Vorwurf, daß dieser alte Mensch so zerbrochen, so zermürbt aussah?

Mutter Bremer hatte ihm die reichlichen Reste des Mittagessens aufgewärmt, und nun sah er am Tisch und ah mit der schier unstillbaren Gier eines Menschen, der lange gehungert hat. An den beiden Seiten des Stuhles hingen melancholisch die zerknumpten Taschen seines Rockes, schwer voll von Wäschefragmenten, schmierigen Papieren und Brotkrusten. Und aus den zerrissenen Stiefeln guckten die Beine, blutig, wund vom rastlosen, sinnlosen Wandern. Die Augen in seinem häßlichen, alten Gesicht wanderten auch ruhslos, mit einem Ausdruck des Irreseins.

Der Alte da lief sicher schon sein ganzes, langes Leben hinter dem Glück her, hinter dem Frieden.

Und Tausende gab's, wie er. Das fiel mir nun plötzlich wieder ein. Wie ein Stein fiel mir's auf's Herz. Tausende, die hungerten, darben, die nicht wußten, wo sie das Haupt zum Schlafen hinlegen sollten. Tausende, die ein langes Leben lang unter einer entseßlichen Lastarbeit frohndeten wie Tiere und doch mit dem Heißhunger nach Glück, nach Frieden im Herzen.

Draußen, wo das Leben brandete, da schrieen die Gemarterten nach Freiheit, da rangen sie mit aller Kraft, mit machtvoller Verzweiflung um Menschentum! Und ich war geschoen, um zu ruhen!

O, wie ich mich schämte plötzlich, und wie all die kleinliche Zufriedenheit und Beschaulichkeit mich mit einemal anektel!

Und ich schlich zu dem Menschen und nahm seine Hand: „Alter, ich werde mit Euch wandern, da hinaus!“ —

Ketty Eley.

**Unterätzungen und Ueberätzungen.** Wenn wir einen Berg hinanstiegen und gefragt werden, wie hoch wir die Steigung schätzen, so zeigt sich gewöhnlich, daß wir den meist doch recht kleinen Winkel, um welchen der Weg über die Horizontale hinaufsteigt, beträchtlich überschätzen. Wir sind dann vielleicht ärgerlich, daß unsere Anstrengung von dem nun einmal nicht zu bestreitenden Tatsachen so wenig gewürdigt wird. Es liegt also der Fall vor, daß etwas verhältnismäßig Kleines überschätzt wird. — Wenn wir auf irgend einer Fläche durch Punkte zwei Abstände abteten, die ganz genau gleich sind, und wenn wir dann den einen dieser beiden Abstände leer lassen, den andern jedoch durch eine Punktierung ausfüllen, so zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß uns der ausgefüllte Abstand größer vorkommt, als der nicht ausgefüllte, den wir doch vorher als gleich dem andern festgestellt haben. — Diese Beispiele zeigen, daß eine Neigung besteht, Kleines zu überschätzen und Großes zu unterschätzen. Die kleinen auspunktieren Teilchen des einen Abstandes erscheinen uns größer, als sie in Wirklichkeit sind; der eine leere Abstand dagegen, der um so viel größer ist, als die auspunktieren Teilchen des anderen, wird unterschätzt. — Eine ganz besonders schlagende Anwendung dieses Phänomens ergibt sich aus folgenden Experimenten. Nehmen wir zuerst irgend eine gerade Linie und kreuzen sie mit einem kleinen Strichelchen, das schief zu ihr gerichtet ist. Dann haben wir auf jeder Seite der langen Linie einen kleinen und einen großen Winkel; und es besteht die Gefahr, daß wir den kleinen Winkel überschätzen, den großen unterschätzen, daß wir also die kleine Strichelung für weniger schief halten, als sie wirklich ist, oder daß wir die lange Linie etwas verschoben sehen, in derjenigen Richtung, in der die Durchstrichelung senkrecht auf ihr stehen würde. Mit lebhafter Anschaulichkeit läßt sich dies auf folgende Weise demonstrieren. Wir legen durch die lange Linie nicht nur eine, sondern viele solche schiefe Strichelungen, am besten in gleichen Abständen

und parallel zu einander. Dann muß natürlich die Ueberätzung wie die Unterschätzung sich ebenso wiederholen. Nun ziehen wir in einiger Entfernung eine Linie, die genau parallel zu der ersten langen Linie läuft, wovon wir uns vermittels eines Lineal oder dergleichen bequem überzeugen können. Die zweite Linie versehen wir ebenso wie die erste mit kleinen schiefen Strichelungen, nur aber in der Weise, daß die Schrägrichtung der Strichelchen gerade entgegengesetzt ist der Schrägrichtung in der vorigen Linie. Oder kurz: wir „stricheln“ die eine Linie von rechts nach links, die andere von links nach rechts. Da nun in jedem dieser beiden Gebilde die große Linie nach derjenigen Richtung verschoben scheint, in welcher sie mit den Strichelungen je einen rechten Winkel bilden würde, so verschleiben sich die beiden großen Linien ungleich: sie scheinen nach der einen Seite einander zugekehrt, konvergierend, auf der anderen Seite von einander abgekehrt, divergierend.

Am schlagendsten wird der Effekt, wenn wir die gestrichelten Linien nicht gerade wagerecht oder so recht, sondern schräg geneigt vor uns sehen, also da die Strichelungen teils lotrecht und teils wagerecht vor uns stehen, und wenn wir statt zweier langer Linien gleich mehrere solcher ziehen; oder gar, wenn wir lediglich die langen Linien auf eine Fläche zeichnen und die Strichelungen auf ein durchsichtiges Papier auftragen, das dann über die ersten Linien entsprechend gebreitet wird; ja selbst mit Lichtbildern die über einander auf einen Schirm geworfen werden läßt sich das Experiment ausführen. Sonstige Variationen, wie z. B. Rechtsstrichelung der einen Linienhälfte und Linksstrichelung der anderen während eine zweite Linie in umgekehrter Richtung gestrichelt wird, lassen sich leicht noch weiterhine ersinnen. — So hätten wir denn das berühmte Boellnersche Muster vorgeführt und durch Ueberätzung kleinster Winkel erklärt. Nun gibt es aber Fälle, in denen wirklich oder scheinbar doch wieder Kleinstes unterschätzt und Großes überschätzt wird.

Wenn jemand zwei Kleiderstoffe in die Hand nimmt, die sich nur durch eine kleinste Nuance unterscheiden, so geschieht es ihm wahrscheinlich, daß er diese Nuance übersieht und die beiden Stoffe für ganz gleich erklärt. Demnach hat er das Kleine unterschätzt und das Große, d. h. den Betrag des Gleichen in beiden Stoffen, überschätzt. Oder man hält ein dunkelstes Blau für rein Schwarz. Ebenso ist es, wenn wir Gefächler aus einem fremden Volke sehen und sie alle für beinahe ununterscheidbar halten. Drei Keger, die wir auf der Straße erblicken, kommen uns zuerst etwa ganz gleich vor. Dagegen kommt uns unser eigenes Geschwister grundverschiedener vor, während jemand anderer uns Geschwister beim ersten Sehen für ganz gleich halten könnte. Dann haben wir wieder einmal das Kleine überschätzt, das Größere unterschätzt, während bei Anblick mehrerer, in ihrer Gleichheit ungewohnter Menschen die kleinen Verschiedenheiten unterschätzt und die großen Gleichheiten überschätzt werden. Von Ueberätzung der kleinen Verschiedenheiten finden sich sehr häufig im praktischen und theoretischen Leben und bildet dabei ebenso einen Denkfehler, wie der umgekehrte Fall, d. i. die Ueberätzung der kleinen Differenzen. Wie oft hört man nicht: Tonkunst und bildende Kunst sind etwas „ganz anderes“; während sie in der Tat keineswegs etwas ganz anderes sind, sondern einiges Gemeinsame und einiges Verschiedenes haben. — Man merkt nun vielleicht schon, wie es zu erklären ist, daß wir in der einen Reihe von Fällen gerade das Entgegengesetzte tun von dem, was in der anderen Reihe der Fälle geschieht. Wenn wir uns Geschwister vergleichen, oder wenn wir, eventuell als Musiker oder als Maler, die feinen Verschiedenheiten zwischen Tonkunst und bildender Kunst herausfinden: dann hat das Verschiedene für uns eine solche Eindruckskraft, daß wir es zu hoch anschlagen. In der anderen Reihe von Fällen, wenn wir also Nege oder fremde Zwillinge mit einander vergleichen, dann fällt uns das Gemeinsame so sehr auf, daß wir es eben überschätzen und das Verschiedene unterschätzen.

Anderes genommen: das Vergleichen im Sinne der Herausfindens der Verschiedenheiten wird uns hier erst, und demnach erscheinen uns die Verschiedenheiten zu klein. In den entgegengesetzten Fällen wird das Vergleichen leicht und läßt das Verschiedene überschätzen.

h. sch.

\*) Man vergleiche hiermit den Artikel „Optische Täuschungen“ in Nr. 34 und 35 der „Neuen Welt“.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**